

**Zeitschrift:** Werk, Bauen + Wohnen  
**Herausgeber:** Bund Schweizer Architekten  
**Band:** 87 (2000)  
**Heft:** 3: De-Typologisierung

**Artikel:** Schönes Erbe  
**Autor:** Hubeli, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-65094>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Schönes Erbe

Die Moderne wie die Minimal Art haben ein Erbe hinterlassen, das in der Architektur der Gegenwart als ästhetisches Echo verhallt. Bisweilen schlägt es in der Weise zurück, dass es die gedankliche Referenz von den Füßen auf den Kopf stellt.

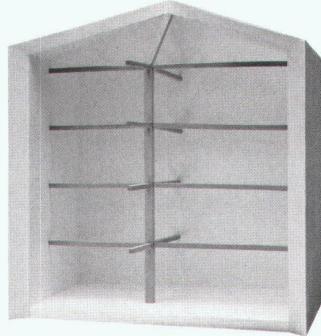
Die zweite Moderne, sagt man, ist in der Architektur die erste als Stil. Gälte es dafür einen noch prägnanteren Nenner zu finden, dann wäre Rudolf Olgati zu erwähnen, der in seinem Nachlass festgehalten hat, dass sein gelbes Wohnhaus in weisse Tünche getaucht werden müsse, damit es in den Besitz des Bergdorfes Flims übergehen und zum Museum werden kann.

Olgati wurde über den bündnerischen Winterkurort hinaus bekannt, weil er einen unverwechselbaren Bau-Stil erfand: rustikal-berglerische Bau-traditionen sind darin modernistisch geglättet und mit optischen Reizen mediterraner Klassik weich ausge-formt. Die global regionalistische Architektur war und ist nicht nur bei den Kurgästen beliebt. Seit den Sechziger-jahren ist sie für die einheimischen Architekten zum Synonym für das «Bauen in Graubünden» geworden.

Auf den ersten Blick scheint es zwar, dass sich die Bündner Autoren-architekten vom Vorbild erholten und eine Wende herbeigeführt haben. Die plakativ atemberaubenden, schier auf den reinen Materialausdruck gefilterten Objekte, so scheint es, sind Olgatis stilistischen Versöhnungsta-ten nicht einmal vergleichbar. Die Gegensätze verschwinden aber zusehends, wenn man sich auf die architektonische Rhetorik einlässt. Sie ver-spricht authentische Ortsgebunden-heit und die Reinigung der alltäglichen Bilderwelt, in der sich die Unter-schiede zwischen Echt und Falsch, zwischen Wirklich und Virtuell ver-wischen. Solches will sich schliesslich von selbst als kritische Alternative zur Erlebnisarchitektur verstanden wis-sen, die heute vor allem in touristi-schen Regionen ihre Blüten treibt.

Freilich kann das Versprechen nicht gehalten werden, da Architektur nicht in ausserweltlichen Sphären exi-stiert. Allein der Anspruch aber hat eine unverwechselbare Rhetorik her-

vorgebracht. Sie ritualisiert das Echte und die Ursprünglichkeit alles Ma-teriellen in den fast vergessenen prä-kontaminierten Formen. Wenn auch ins Unterbewusste verstossen, gehört zum Ritual eine Art selbstzerstöre-ri- sche Semantik, indem die Autoren ihre eigene kritische Substanz aus-



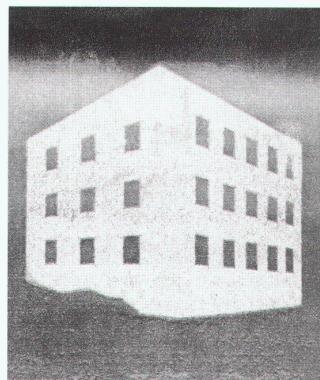
höhlen: Echtes und Echt-Wirkendes verschmelzen ununterscheidbar in einer homogenen Szenografie welt-entrückter Harmonie von Mensch und Natur. Auch wenn – oder vielleicht gerade weil – das universelle Empfin-den nicht stattfindet und der ästheti-sche Anspruch unter seiner Bedeu-tungslast zusammenbricht, findet das Publikum an den architektonischen Urereignissen grossen Spass. Sie kon-trastieren schliesslich auch mit den ausgereiften Kunstobjekten, die heute die Alltagserfahrungen mit Falsch und Echt oder mit der Gleichzeitigkeit von Wirklich und Virtuell einem span-nungsgeladenen Feld unerwarteter Wechselwirkungen aussetzen, das un-mittelbare Deutungen unterwandert.

Die Ursprung-Rhetorik verdankt ihre Inbrunst hingegen der Gerad-linigkeit, die alle Arten von Unter-scheidungen verneint, was das unge-bröchene Bild vom Echten ermöglicht. Hinter den tief, homogen und schwer wirkenden Steinwänden, die eigent-lich ein zusammengeklebtes Konglo-

merat aus zersägten Steinstücken, Beton und Kunststoff sind, verbirgt sich denn auch nicht ein schlaues kos-metisches Konzept, sondern allein der Glaube, dass es in der künstlichen Welt an wahrer Schönheit fehle.

Bündner Bergarchitektur wirkt wie eine Droge, die nicht das Bewusst-sein, sondern den leidenden Gross-stadt-menschen anspricht, für ihn, der selbst in seinem Unterbewusstsein permanent wachgerüttelt ist, hat die Ursprünglichkeit den enormen Reiz erholssamer Schläfrigkeit – besonders in Regionen, wo Cyberspace und Raumkörper noch eins sind. Solche Zustände sind freilich voller Gefahren: Wer den Unterschied zwischen Reali-tät und Simulation nicht wahrnimmt, rennt schnurstracks in jene Falle, auf die der Maler und Erkenntnistheo-retiker René Magritte mit seinem berühmten Bild aufmerksam gemacht hat: Ceci n'est pas une pipe – will heissen, wer die Abbildung einer Pfeife mit einer Pfeife verwechselt, kann der Falle nicht entrinnen.

Was ihn da erwartet, ist nicht im herkömmlichen Sinn Kitsch. Dieser kann ja durchaus ein stilistisches



Mittel sein, um Rustikalität, ewige Gebräuchswerte oder die Stimmigkeit eines vormodernen Reservates zu si-mulieren. Kitsch wird erst zum Kitsch, wenn er Wahrhaftigkeit verkündet – also etwas leisten will, das er nicht kann.

Mit dem Religiösen, das nicht als Religiöses, sondern als Reines und Gutes erscheint, hat sich der Schrift-steller Milan Kundera intensiv befasst und den Kitsch als kategorischen Imperativ der Verneinung definiert – sei es von Widersprüchen, Unbestimm-

tem, Unschönem und der Sch... In der Architektur äussert er sich in Bedeutungsüberschüssen, sei es im künstlerischen, philosophischen oder auch im rein ästhetischen Sinn.

Rudolf Olgatis Sohn Valerio er-hielt von der Gemeinde den Auftrag, den erwähnten entwerferischen Nach-lass zu vollziehen, was auch bedeutete, das regionalistische Erbe zu be-wahren, ohne die von ihm angelegte Falle zuschnappen zu lassen. Valerio Olgati fand ein durchschimmerndes und zugleich leuchtendes Weiss, das alle bisherigen Weiss in den Schatten zu stellen scheint. So sticht das Ge-bäude nicht bloss ins Auge; es blendet – es scheint, als ob das Haus mit einer blond wässrigen Haut überzogen wäre, die dauernd der Sonnenbestrahlung ausgesetzt ist.

Die künstlich echt wirkende Oberfläche schafft Distanz zur lokal-historischen Patina und Nähe zu einer modernen Architektur, die sich selbst mit Ideen verfremdet und zuletzt in den Sechzigerjahren unter den Assi-stenten von Bernhard Hoesli an der ETH gelehrt worden ist. So muss man gewissermassen hinter das Bild vom weissen Kubus blicken, damit das Eigentliche sichtbar wird. Es ist ein Zelt, das von einem einzigen, oben abgeknickten Stab aus Massivholz gehalten wird, der nach der Aushöhlung des Hauses asymmetrisch in den Raum gesetzt, die Böden und das Walmdach mitträgt, dessen Schiefer-platten – der Idee entsprechend – ebenfalls weiss getüncht sind.

Im Innern wird die Absicht des Architekten wahrnehmbar, nämlich ein Raumambiente zu vermeiden, um quasi einen Denkraum zu schaffen. Ausser weissen Wänden, massiven, natürlich mit Kalkweiss gewaschenen Holzböden und schartenartigen Aus-blücken auf andere weisse Häuser gibt es nichts zu sehen. Dennoch spricht das Fast-Nichts in den von den Aus-senmauern begrenzten Räumen eher einfache Emotionen an. Der Holz-boden sieht durch die gewählte Patina bereits natürlich schmutzig aus und das Einraumkonzept mit kleinen Gucklöchern schafft die stimmige Synergie aus dem urchig italienischen «Centro» in Zürich-Erlenbach und dem magerkünstlerischen Ausstellungs-raum des Möbelhauses «Formaterra».

Ernst Hubeli